

Stefan Weidner

Aufbruch in die Vernunft

*Islamdebatten und islamische Welt
zwischen 9/11 und den arabischen Revolutionen*



Gefördert mit einem Arbeitsstipendium
der Kunststiftung Nordrhein-Westfalen

KUNSTSTIFTUNG  **NRW**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

978-3-8012-0417-4

Copyright © 2011 by
Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn
Lektorat: Alexander Behrens
Korrektorat: Simone Falk

Umschlag: Mareike Malzbender, Bonn

unter Verwendung der Kalligrafie Gesegneter Tag (1990, japanisches Faltpuch)
der libanesischen Künstlerin und Autorin Etel Adnan (geb. 1925).

Der Textauszug stammt von einem Gedicht der libanesischen Dichterin
Nelly Salameh Amri. Der Anfang lautet auf Deutsch: »Heute ist ein
gesegneter Tag. Die Scharfschützen haben frei. Antigone spricht zu dem König.
Sie muss sterben. Heute ist ein gesegneter Tag ...«

Satz: Petra Strauch

Druck und Verarbeitung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany 2011

Besuchen Sie uns im Internet: www.dietz-verlag.de

| | |
|---|----|
| Epochenjahr – Januskopf: 2011 und die Folgen..... | 7 |
| Can you hear me, Major Mubarak? Momentaufnahme der ägyptischen Revolution auf ihrem Höhepunkt | 24 |

Kapitel 1: Lagebestimmung

| | |
|--|----|
| Mysterium Konversion: Wenn der Islam zum Heiratsantrag wird..... | 28 |
| Vergesst die Konvertiten, zählt endlich Apostaten!..... | 32 |
| Wie glaubwürdig ist die Trennung von Glaube und Politik? ... | 35 |
| Sind wir nur Materialisten? Dekadenz im Kulturvergleich.... | 40 |
| Islam und Westen: Hardware oder Software?..... | 45 |
| Von Bin Laden wachgeküsst. Wie steht es um die deutsche Orientalistik? | 61 |
| Verwirrung allenthalben: Der Gaza-Krieg in der deutschen Öffentlichkeit..... | 66 |
| Antigone im Morgenland: Ein Ausflug in den Gaza-Streifen .. | 74 |

Kapitel 2: Islamkritik

| | |
|--|-----|
| Die Früchte des Zorns: Wie geht man mit Islamkritik um? | 81 |
| In Piratenmanier: Die kritische Islamkonferenz wird von Ideologen dominiert..... | 86 |
| Denker dankt ab oder: Der Drang zur Selbstbeschädigung.... | 90 |
| Verfassungschauvinismus: Udo Ulfkotte bläst zum Krieg in unseren Städten | 93 |
| Wir sind die anderen! Die Islamkritik nach dem Massaker in Norwegen..... | 97 |
| Vom Nutzen und Nachteil der Islamkritik für das Leben..... | 102 |
| Zweimal Iran | 117 |

Kapitel 3: Mosaiksteine zu einem anderen Islambild

| | |
|---|-----|
| Islamische Aufklärung: Die »Kritik der arabischen Vernunft« des Marokkaners Mohammed Abed Al-Jabri | 126 |
| Bildersturm im Wasserglas. Die Hintergründe der islamischen Haltung zum Bild | 129 |
| Der Hilfsbuchhalter Allahs. Die berühmt-berüchtigten Prophetenüberlieferungen al-Nawawis. | 133 |
| Zweimal Koran | 139 |
| Machiavellistischer als Machiavelli. Der Islam als Kultur der Ambiguität | 156 |
| Scharia und Grundgesetz. | 161 |
| Der lange Sommer der Anarchie. Afghanistan | 166 |

Kapitel 4: Die Psychologie des Konflikts

| | |
|--|-----|
| Projektionsfläche Islam. Was unser Umgang mit den Muslimen über uns selbst sagt | 172 |
| Wutgegenstand Islam | 181 |
| Verbeugung vor dem Buch. Riad | 200 |

Kapitel 5: Den Islam übersetzen

| | |
|---|-----|
| Lob der Unverständlichkeit. Versuch einer Kritik der Über- setzung | 203 |
| Die Noblesse der anderen. Zu einem Satz von Mircea Eliade . . | 218 |
| Warum die orientalische Poesie so blumig ist | 224 |
| Die Ölquellen des Libanon. | 246 |

Anhang

| | |
|---|-----|
| Zu diesem Buch. | 253 |
| Verzeichnis der Erstveröffentlichungen. | 254 |
| Dank. | 256 |

Die Epochenwende, die zu Anfang des Jahres 2011 noch niemand erahnen konnte, hat im Sommer 2011 unübersehbare Ausmaße angenommen. Zwei der am längsten regierenden arabischen Despoten, der Tunesier Ben Ali und der Ägypter Hosni Mubarak, sind von ihren Völkern vertrieben worden. Der Sturz zweier weiterer ist nur noch eine Frage der Zeit und könnte, wenn dieses Buch erschienen ist, bereits Geschichte sein: Der Herrschaftsbereich des Libyers Gaddafi ist gegenwärtig auf die Hauptstadt Tripolis und die angrenzenden Regionen geschrumpft. Nachdem die Übergangsregierung in Benghazi von allen wichtigen Mächten anerkannt wurde und der internationale Strafgerichtshof einen Haftbefehl gegen Gaddafi ausgestellt hat, steht er diplomatisch im Abseits.

Ähnliches gilt für Präsident Saleh im Jemen. Er liegt nach einem Anschlag Anfang Juni schwer verletzt in einem saudi-arabischen Hospital. Per Videobotschaften versucht er, in das Geschehen in seinem Land einzugreifen, aber er wird nur noch als Marionette seiner nach der Macht strebenden Söhne und der mit ihnen verbündeten Stämme wahrgenommen. Die vor dem Attentat langwierig mit ihm ausgehandelte freiwillige Machtübergabe scheiterte an seinem Starrsinn. Die Bildung einer Übergangsregierung unter Beteiligung der Opposition scheint unmöglich. Die Opposition selbst ist zu schwach und zu unentschlossen, um die Macht zu übernehmen. Das Land driftet in die Unregierbarkeit ab.

In Bahrain, dem kleinen Inselstaat an der Westküste des Persischen Golfs, sind die Proteste der politisch und wirtschaftlich marginalisierten schiitischen Bevölkerungsmehrheit mit Hilfe saudi-arabischer Truppen niedergeschlagen worden. Wie um die Saudis dafür zu belohnen, genehmigt die Bundesrepublik Deutschland nur wenige Wochen nach dem saudischen Einmarsch in Bahrain den Verkauf von über zweihundert der modernsten Kampfpanzer in dasjenige Land, das die weltweit radikalste

Variante des Islams als Staatsideologie pflegt und nach Kräften exportiert – im Vergleich zu Saudi-Arabien erscheint selbst der Islam, der in Iran gepredigt wird, moderat.

In anderen arabischen Ländern beeilt man sich, Reformen von oben zu vollziehen, um ein Überschwappen der Proteste zu verhindern – einigermaßen energisch in Marokko, eher halbherzig in Algerien und Jordanien. In Syrien ist die Situation mit dem Beginn des Ramadans am 1. August zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen eskaliert. Dem Regime ist jede Propagandalüge, jedes Gewaltmittel zur Unterdrückung der Proteste recht. Es hat aus den Erfahrungen in Tunesien, Ägypten und Libyen gelernt und lässt größtmögliche Härte und Kompromisslosigkeit walten, während es sich in den eigenen Medien als leutselig und reformwillig präsentiert. Die Demonstranten bleiben unerschrocken, ohne dass es ihnen gelänge, das Regime zu spalten oder die Straßen dauerhaft in Besitz zu nehmen. Mal in der einen, mal in der anderen Stadt tut sich ein Machtvakuum auf, bis das Regime mit den Elitetruppen des Präsidentenbruders einmarschiert, nur damit ihm in der nächsten Stadt die Kontrolle wieder entgleitet.

Die syrische Wirtschaft liegt seit mehreren Monaten darnieder, Touristen und Journalisten werden nicht mehr ins Land gelassen. Auch die syrische Gesellschaft selbst ist gespalten. Viele syrische Christen, etwa zehn Prozent der Bevölkerung, ziehen das Assad-Regime einer Instabilität vor, von der, so fürchtet man, nur die Muslimbrüder profitieren würden. Ähnliche Befürchtungen gibt es bei den etablierten Geschäftsleuten, die sich in der herrschenden Korruption gut eingerichtet haben, wie auch bei vielen (keineswegs allen) Alawiten, den Anhängern der heterodoxen schiitischen Glaubensrichtung, der auch der Präsident angehört.

Da Reformversprechen des geschlossen wirkenden Regimes unglaubwürdig sind und ein Militärputsch unwahrscheinlich ist, wird es darauf ankommen, wer den längeren Atem hat, Herrscher oder Volk. Wenn das Regime irgendwann die Gehälter der zahlreichen Staatsbediensteten – sie wurden gerade um ein Drittel

erhöht – nicht mehr zahlen kann, dürfte es langsam einknicken. Aber das wird nur der Fall sein, wenn die Demonstrationen sich vom staatlichen Repressionsapparat nicht schließlich doch einschüchtern lassen.

*

Um die Veränderungen in der Region zu begrüßen, muss man nicht davon ausgehen, dass die arabische Welt eine ähnliche Entwicklung nehmen wird wie Osteuropa nach dem Fall der Mauer. Dies ist schon aus wirtschaftlichen Gründen eher unwahrscheinlich – es fehlen wohlwollende, an Demokratie und Rechtsstaat interessierte und zugleich finanzkräftige Nachbarstaaten, wie sie die Osteuropäer in Gestalt der EU vorfanden. Die Araber finden unter ihren Nachbarn nur ebenfalls arme Länder oder überaus reiche, die die Demokratie jedoch als Teufelszeug erachten und ihre Reichtümer bereits jetzt dazu einsetzen, um sie nach Kräften zu untergraben, wie Saudi-Arabien oder die Emirate am Persischen Golf.

In zehn Jahren wird die arabische Welt vermutlich eher so aussehen wie Lateinamerika als wie Europa heute. Aber alles ist besser als die repressive, deprimierende und verdummende Stagnation seit dem Fall der Berliner Mauer und dem Irakkrieg von 1990/91, als die arabische Welt in den Tiefschlaf sank, der sie bis zum magischen Jahr 2011 im Bann hielt und aus dem sie nicht einmal die Terroranschläge vom 11. September 2001 und die darauf folgende militärische Eskalation in Afghanistan und Irak zu wecken vermochten.

Eher dürfte es umgekehrt gewesen sein. Der 11. September und die westliche Reaktion darauf verlängerte die Stagnation, weil die westliche Unterstützung der repressiven, aber eben prowestlichen und islamistenfeindlichen arabischen Diktaturen mit einem Mal deutlich als das bessere Übel erschien. Tatsächlich waren es jedoch ausgerechnet diese Regimes, die die Bevölkerung in die Arme der Islamisten trieben, der einzigen Opposition, die über nennens-

werte Mittel, die nötige Infrastruktur und eine Verankerung in der Bevölkerung verfügte. In dieser Konstellation rührten die Erfolge des Islamismus vor allem daher, dass es ihm gelungen ist, die ohnehin unscharfen Grenzen zwischen politischer Religion und traditioneller Gläubigkeit im eigenen Sinn zu unterwandern – ein Phänomen, dass nicht mit der mangelnden Trennung von Staat und Religion im Islam zusammenhängt, sondern schlicht damit, dass in repressiven Staaten der im sonstigen öffentlichen Raum unterdrückte politische Diskurs nirgendwohin anders als in die religiöse Sphäre ausweichen kann.

Der in weiten Teilen schon abgewirtschaftete politische Islamismus fand aus Trotz gegen die westliche Eskalationsstrategie neuen Zulauf, und in der Folge griff die anti-westliche Propaganda auch auf säkulare Kräfte über. Geschürt durch die nach dem 11. September 2001 in breiten Kreisen rezipierte Islamkritik pflegte der Westen die bis heute grassierende Paranoia, dass die arabische Zivilgesellschaft und Demokratiebewegung am Ende nur das Feigenblatt, ja der Steigbügelhalter der Islamisten sind.

Schließlich wurden in dieser Atmosphäre viele Israelis zu dem Glauben verführt, Kompromisse mit den Palästinensern schiebe man am besten so lange wie möglich auf und stärke die zukünftige Verhandlungsposition, indem man die Siedlungstätigkeit im Westjordanland weiter vorantreibt. Die 2006 durchaus demokratisch gewählte palästinensische Regierung unter Führung der Hamas wurde boykottiert und schließlich im Gazastreifen unter Quarantäne gesetzt [☐ S. 74], was nach dem Muster einer *self fulfilling prophecy* genau zu jener Radikalisierung der Hamas führte, die der Westen durch ihre Einbindung in eine demokratisch gewählte Regierung zu verhindern versucht hatte.

Ohne 9/11 und den Einmarsch im Irak, so dürfen wir vermuten, hätte 2011 einige Jahre früher stattgefunden, und selbst Saddam Hussain wäre womöglich auf ähnliche Weise gegangen worden wie gegenwärtig Gaddafi – sicher nicht unblutig, aber nicht mit einem Nachspiel, das bis heute den Irak in Blut taucht. Dort sterben nach

wie vor mehr Menschen durch Gewalt als selbst in den Ländern, die sich im hellsten revolutionären Aufruhr befinden.

*

Die arabischen Revolutionen haben den Tod Bin Ladens zu einer Fußnote gemacht und den israelisch-palästinensischen Konflikt aus der Stagnation befreit. Vordergründig ist dies Israel zunächst zum Nachteil gereicht, da Ägypten entgegen israelischem Wunsch die Grenze zum Gazastreifen geöffnet hat und die Hamas wieder in eine gesamtpalästinensische Regierung eingebunden worden ist. Die Jahrzehnte lang ruhige Grenze zu Syrien, mit den von Israel annektierten Golanhöhen als Streitobjekt im Winterschlaf, erweist sich inzwischen als wunder Punkt, den das Assad-Regime bereits ausgenutzt hat, indem es zuließ, dass Gruppen von Palästinensern die ansonsten hermetisch abgeriegelte Demarkationslinie überrennen konnten, bis die Israelis das Feuer eröffneten. Assads Wille, die eigene Unentbehrlichkeit für Israels Sicherheit unter Beweis zu stellen, kostete mehrere Dutzend in Syrien beheimatete Palästinenser das Leben.

Es dürfte viele in Israel geben, die es mittlerweile bereuen, in den letzten Jahren und aus einer Position der Stärke heraus keinen Friedensvertrag mit den Palästinensern geschlossen zu haben. Jetzt wächst das Selbstbewusstsein der Araber, und es ist nicht mehr anzunehmen, dass sich ihre Regierungen dem westlichen Diktat ähnlich bereitwillig unterwerfen, wie es die autokratischen Regimes vor den Revolutionen taten. Wenn es trotz alledem in absehbarer Zeit zu einem israelisch-palästinensischen Frieden kommt, darf sich Israel indessen Hoffnung machen, dass dieser verlässlicher und weniger kalt sein wird als jeder Frieden, der mit oder im Umfeld von Despoten geschlossen worden ist. Langfristig könnte damit auch Israel von den Entwicklungen profitieren, so turbulent diese in nächster Zeit verlaufen mögen. Im Endeffekt wäre Israel im Nahen Osten dann nur eine Demokratie unter vielen. Es hätte keine Sonderstellung mehr inne, weder in den Augen

des Westens noch auch, so ist zu hoffen, in den Augen der Araber. Die »Normalisierung« (*tatbî'*), derzeit im Arabischen noch als Synonym zu »Verrat« gebraucht, wäre vollzogen.

Diese Vision ist kein frommer Wunsch. Für beide Seiten sind die objektiven Anreize für eine solche Normalisierung groß, so mächtig die subjektive Stimmung aktuell dagegen spricht. Wir im Westen würden ebenfalls davon profitieren, da unsere Solidarität mit Israel und die vorschnelle Gleichsetzung Israels mit dem Westen die Normalisierung unseres eigenen Verhältnisses zur arabischen Welt behindert. Wenn aber der arabische Nahe Osten demokratische Formen annimmt, verdienen vor allem die Kräfte in Israel unsere Unterstützung, die ihren Staat nicht für alle Ewigkeit als Ausnahme und Sonderfall in der Region erachten, sondern als integralen und integrierten Teil des östlichen Mittelmeers, des Nahen Ostens, des ›Orients‹. Blicke Israel permanent ein Fremdkörper dort, stünden seine Überlebenschancen auf lange Sicht sehr schlecht.

Wie wenig das Land aber auf die Veränderung vorbereitet ist, zeigte sich ausgerechnet in dem Moment, da die Araber aufbrachen. Noch Mitte Januar 2011, als Ben Ali in Tunesien bereits gestürzt war, pflegten nach übereinstimmenden Medienberichten die israelischen Geheimdienste die Überzeugung, Mubaraks Stellung sei ungefährdet. Will man nicht annehmen, die besten Geheimdienste der Welt hätten über zu wenig oder über fundamental falsche Informationen verfügt, liegt der Schluss nah, dass es eine irreführende Wahrnehmungsschablone war, die das Erkennen der Realität unmöglich machte.

Man wird sich nicht allzu weit aus dem Fenster lehnen, wenn man diese Wahrnehmungsschablone als Überbleibsel einer kolonialen Mentalität identifiziert, einer Mentalität, die in fast allen Beobachtern wirksam war, selbst solchen, die mit der arabischen Welt sympathisierten. Im Klartext läuft diese Mentalität auf eine zumindest unbewusste Unterschätzung von Arabern und Muslimen hinaus. Man hält sie für unterentwickelt, rückschrittlich, weniger kultiviert, unselbstständig, unaufgeklärt und aufgrund

all dessen auch nicht zu selbstbestimmter und zielorientierter politischer Aktion fähig. Und hat die arabische Geschichte seit dem Fall der Berliner Mauer diese Vorurteile nicht bestätigt? Man hätte den Verdacht hegen können, diese Mentalität habe auch die Araber selbst infiziert. Nach Art eines kollektiven Stockholm-syndroms schienen sie – zumindest vor den Kameras – allzu oft denjenigen Kräften zuzujubeln, die sie in Geiselnahme nahmen: den eigenen Diktatoren und den Islamisten. Die Araber, dürfen wir schließen, haben sich selbst überrascht.

*

Daraus folgt: 2011 ist in einem noch größeren Ausmaß ein Epochenjahr, als bereits offensichtlich ist. Dieses Jahr zieht nicht nur – auch dank dem Tod, ja man darf sagen der *Erlegung* Bin Ladens – einen dicken Schlussstrich unter die zehn Jahre nach 9/11; es markiert den Anfang vom Ende einer historischen »longue durée«, einer Großepoche, die mehr als zweihundert Jahre lang wirksam gewesen ist. Gemeint ist die Geschichte des abendländischen Imperialismus und der von ihm etablierten, bis in jüngste Zeit wirksamen kolonialen Strukturen. Die gestürzten und in nächster Zeit wahrscheinlich stürzenden arabischen Regimes haben diese Strukturen im Inneren ihrer Länder oft bruchlos weitergeführt oder sie, meist inspiriert durch sozialistische Vorbilder wie in Ägypten, Libyen, Syrien und Algerien, durch solche ersetzt, die für die Bevölkerung ähnlich entmündigende, ähnlich katastrophale Ergebnisse zeitigten.

Eine zentralistische Einparteienherrschaft mit einem Präsidenten an der Spitze, der nicht rechenschaftspflichtig ist, jedoch Wirtschaft, Militär, Rechtssystem, Parlament und Medien eines Landes kontrolliert, und ein König oder Fürst, der ähnliche Befugnisse hat (wie in Marokko, Saudi-Arabien, Jordanien, den Golfemiraten), unterscheidet sich nicht fundamental von einem Kolonialregime, das mit Hilfe von Marionettenregierungen die eigenen Interessen durchsetzt, das Land ausraubt und die einheimische Bevölkerung

verachtet. Dass sie ihre Würde zurückerhalten und endlich wie Menschen behandelt werden möchten, ist ein vielzitiertes Motiv in den Parolen der arabischen Demonstranten gewesen. Aber war dies nicht schon die Losung der antikolonialen Befreiungsbewegungen? *Das kolonisierte Ding wird Mensch* lautet der Titel eines in der DDR herausgegebenen Buchs¹ von Frantz Fanon, des 1961 früh verstorbenen Theoretikers der antikolonialen Befreiung.

Sachlich durchaus korrekt sind nahezu alle Regimes in der arabischen Welt von der Bevölkerung als Ausführungsgehilfen und verlängerter Arm des Westens wahrgenommen worden. Zum Teil konnten sie sich überhaupt nur dank der Unterstützung durch den Westen so lange an der Macht halten. Die erwähnte Öffnung der Grenze zum Gazastreifen durch die ägyptischen Behörden nach dem Sturz Mubaraks erscheint vor diesem Hintergrund weniger ein Akt der Solidarität mit den Palästinensern als ein Akt eigener wiedergewonnener Souveränität: Die Ägypter wollen ihr außenpolitisches Handeln nicht mehr von westlichen Prioritäten bestimmen lassen.

Aber nicht nur die arabischen Revolutionen deuten an, dass die Epoche des Imperialismus sich ihrem Ende zuneigt. Es ist vielmehr auch die sich in einflussreichen Kreisen im Westen durchsetzende Einsicht, die Entwicklungen in der islamischen Welt nicht mehr auf direkte Weise und mit Hilfe simpler Mechanismen steuern zu können. Wenn, wie in diesem Jahr vom amerikanischen Präsidenten groß verkündet, von 2014 an die westlichen Truppen nach dreizehn Jahren »Aufbauarbeit« und »Antiterrorkampf« aus Afghanistan abziehen, und zwar gleich allen ihren Vorgängern voraussichtlich als gescheiterte, wenn nicht geschlagene, dürfte sich sobald kein Bündnis und keine westliche Regierung mehr zu einer ähnlichen Operation im Orient verleiten lassen.

Im Irak ist diese Lektion schon gelernt worden, zum Leidwesen übrigens viel mehr der Iraker als der Amerikaner. Auch in Afgha-

1 Frantz Fanon, *Das kolonisierte Ding wird Mensch*, Leipzig 1986.

nistan werden es die Afghanen sein, die für die westliche Hybris, die Welt verbessern zu können, den höchsten Preis zu zahlen haben. Ohne eine Beteiligung der Taliban an der Macht wird das Land nicht zur Ruhe kommen. Man kann nur hoffen, dass es dann die ›gemäßigten‹ Taliban sind, die in die Führung des Landes eingebunden werden.

Auch in Iran sitzt ein Regime, dessen Zeit eigentlich abgelaufen ist und das beim städtischen und gebildeten Teil der Bevölkerung seit langem diskreditiert ist. In Gestalt der Proteste nach der vermutlich gefälschten Präsidentenwahl im Sommer 2009 fand in Iran gleichsam die Generalprobe zu den arabischen Aufständen von 2011 statt. Sie scheiterte zwar, aber gab das Muster für spontan mittels Mobiltelefonen und Internet koordinierte Protestbewegungen vor, wie sie in der arabischen Welt erfolgreich gewesen sind.

Warum der Aufstand in Iran vorläufig gescheitert ist, lässt sich nach den arabischen Erfahrungen zumindest ein Stück weit erklären. Zum einen ist Iran, anders als die arabischen Staaten mit ihrer gemeinsamen Sprache, ihren transnationalen Medien und ihrem intensiven sozialen und intellektuellen Austausch untereinander, weitgehend isoliert, ja schlimmer noch, es hat mit Irak und Afghanistan zwei Nachbarstaaten im Bürgerkrieg und unter amerikanischer Besatzung. Der äußere Druck auf das Land ist damit viel größer und ein revolutionärer Dominoeffekt, wie er sich in der arabischen Welt ergeben hat, kann sich von außen nicht unterstützend einstellen. Der revolutionäre Impetus muss allein im Land selbst erzeugt und aufrechterhalten werden.

Zum anderen leidet die Protestbewegung in Iran unter der mangelnden Einbindung der ärmeren, weniger gebildeten und strenggläubigeren Bevölkerungsteile, als deren Fürsprecher und Wohltäter die Regierung unter Präsident Ahmadinedschad und die konservativeren Elemente des herrschenden Klerus sich seit jeher stilisieren. Auch in dieser Hinsicht steht aber zu erwarten, dass sich das Machtgefüge allmählich zugunsten der Opposition verschiebt,

wenn einesteils der äußere Druck mit dem Abzug westlicher Truppen aus Irak und Afghanistan nachlässt, andernteils die demokratischen Veränderungen in der arabischen Welt an Nachhaltigkeit gewinnen und auch das syrische Assad-Regime stürzt, Irans einziger echter arabischer Verbündeter.

Die These vom Jahr 2011 als Wendejahr für die Epoche des Imperialismus wird im übrigen ausgerechnet durch den Blick auf die Schwierigkeiten der revolutionären Bewegung in Iran bestätigt. Falls es nämlich zutrifft, dass mit den arabischen Autokraten, wie 1979 mit dem iranischen Schah, Regimes gestürzt wurden, die wenig anderes als die autochthone, allenfalls mit einer neuen, etwa sozialistischen Ideologie versehene Fortsetzung von Kolonialsystemen waren, so hat die Islamische Republik, trotz vieler menschenverachtender Gemeinsamkeiten mit den gestürzten arabischen Diktaturen doch zumindest mit der Hörigkeit gegenüber dem Westen und der Verachtung der eigenen Traditionen Schluss gemacht. Der latente Widerstand gegen das Regime kann sich daher in Iran auf bestimmte Elemente, die in der arabischen Welt mit entscheidend waren, nicht stützen: den konservativen Islam und die Teile der Bevölkerung, die, obzwar eigentlich verarmt und perspektivlos, vom Regime mittels aufwendiger Umverteilungen bei Laune gehalten werden.

*

Wenn das Jahr 2011 aber unbestreitbar eine weltpolitische Epochenwende markiert, dürfte es mehr als angezeigt sein, aus diesem Anlass auch eine geistige Wende zu vollziehen und die mentalen Versehrungen aufzuarbeiten, die sich seit 2001, wenn nicht schon lange vorher, in der Begegnung mit der arabisch-islamischen Welt akkumuliert haben. Dieser Aufarbeitung, die ganz unabhängig vom weiteren Ausgang der Ereignisse zu leisten wäre, ist ein Großteil des vorliegenden Buchs gewidmet. Und so sehr sie lange schon ein Desiderat gewesen ist, zeichnen sich ihre Konturen vor dem Hintergrund der Situation von 2011 und nach dem islamfeind-

lich motivierten Massaker in Norwegen am 22. Juli dieses Jahres [☐ S. 97] nur umso stärker ab.

Die Versehrungen haben sich naturgemäß auf beiden Seiten niedergeschlagen, im Westen ebenso wie in der islamischen Welt. Ihre offensichtlichste Gestalt ist ein permanentes gegenseitiges Misstrauen, begleitet von Anschuldigungen und Vorwürfen. Dieses Misstrauen, das 2001 und in den Jahren danach seinen Höhepunkt erreicht hatte, wird – auf beiden Seiten – befeuert durch Unkenntnis, Ignoranz, Vorurteile und teils gezielte Desinformation. Überzogene Erwartungen und ideologische Verblendungen treten hinzu und schaukeln sich wechselseitig hoch.

Unverhofft bieten nun die arabischen Revolutionen die Gelegenheit, dieses Misstrauen zu überwinden. Und doch beobachten wir vielfach dieselbe Verunsicherung und Angst wie früher. Was könnte jetzt nicht alles auf uns zukommen an Flüchtlingsströmen und unerlässlicher Wirtschaftshilfe, an Ölkrisen, radikalislamischen Regierungen und Bürgerkriegen, in die wir womöglich hineingezogen werden? Doch auch wenn die Angst immer eine vor der Zukunft ist, steht sie im Bann der Vergangenheit und ist das Resultat vieler Jahrzehnte entfremdeter Politik, sei es in der arabischen Welt selbst, sei es, von Seiten des Westens, im Umgang mit ihr. Um den Blick frei zu bekommen, bräuchte man eine transkulturelle Psychoanalyse.

Für die meisten, besonders die islamkritischen Beobachter, überraschend, bekunden die arabischen Revolutionäre jedoch Werte, die nahezu vollständig aus dem westlichen, beziehungsweise, halten wir die westlichen Werte für universal, dem universalen Wertekanon stammen und die sich auch in unseren Breiten ein jeder auf die Fahnen schreiben könnte, ja auf die Fahnen schreiben sollte.² Dies ist das erfreuliche Indiz für eine trotz allen

2 Eines der beeindruckendsten Beispiele dafür bot die vom Satellitenkanal Al-Jazeera live übertragene Freitagspredigt des jungen libyschen Religionsgelehrten Wanis al-Mabruk vor mehreren Zehntausend Gläubigen in Benghazi am 25.3.2011.

Misstrauens erfolgreiche westliche Vermittlung dieser Werte, oder aber (noch besser!) dafür, dass es sich dabei tatsächlich um universelle, zumindest problemlos universalisierbare Werte handelt.

Vor diesem Hintergrund fällt rückblickend auf, dass das arabische Misstrauen gegenüber Europa und den USA ohnedies weniger islamisch oder sonst wie kulturspezifisch begründet worden ist, sondern der wiederholten Erfahrung westlicher Doppelzüngigkeit entsprang: Die Werte, die der Westen verkündete, missachtete er häufig selbst, und zwar gerade in der Auseinandersetzung mit Muslimen und mit der islamischen Welt, sei es direkt, etwa in Guantanamo, in Abu Ghraib oder im Umgang mit Flüchtlingen; oder indem der Westen mit Machthabern kooperierte und diese stützte, welche die westlichen Werte unübersehbar mit Füßen traten, wie die jetzt gestürzten arabischen Diktatorenpräsidenten.

Die Janusköpfigkeit im Umgang mit der arabisch-islamischen Welt zieht sich jedoch – und an diesem Punkt versehen wir uns selbst – mitten durch unsere eigene Gesellschaft. Gemeint ist die Diskrepanz zwischen Regierungspolitik und Zivilgesellschaft, zwischen offiziellem Handeln in der hohen Politik einerseits und andererseits dem Credo der flach profilierten *soft-power* regierungsunabhängiger, aber in aller Regel vom Staat mitgetragener Institutionen. In Ägypten arbeiteten unsere Stiftungen, unsere Kultur- und Austauschinstitutionen, unsere mit viel staatlichem Geld geförderten NGOs für die Stärkung von Demokratie und Zivilgesellschaft, während die hohe Politik das autokratische Regime Mubarak in Wort und Tat (vor allem durch wirtschaftliche Zusammenarbeit) stützte. Ähnliches gilt für zahlreiche andere Staaten, sogar für Syrien.

Bei dieser Janusköpfigkeit vertritt die offizielle Regierungsebene den politischen Realismus und den unmittelbaren Nutzen; die meist im kulturellen und sozialen Bereich tätige *soft-power* halbstaatlicher Organisationen und NGOs ist hingegen für die Moral zuständig. Die Unglaubwürdigkeit einer solchen Aufspaltung von politischer Moral und politischem Handeln liegt auf

der Hand und ist natürlich auch arabischen Beobachtern nicht entgangen. Andernfalls hätte man schon annehmen müssen, dass sich das Goethe-Institut in Kairo, wenn es, wie im Mai 2009, dem regierungskritischen Schriftsteller Alaa Al-Aswani ein Forum bietet, gegen seinen wichtigsten Geldgeber, das Auswärtige Amt, verschworen haben muss, dessen Chef den ägyptischen Präsidenten im Mai 2010 einen »Mann mit enormer Erfahrung, großer Weisheit und die Zukunft fest im Blick« genannt hat.³ Die Komplexität unseres internationalen politischen Handelns, das dank demokratischer Gewaltenteilung in selbstreferentielle Systeme fast Luhmann'scher Art aufgesplittert und zu keiner einheitlichen Zielsetzung mehr fähig ist, ist wohl unaufhebbar geworden. Eine große Schwäche, ein empörend wunder Punkt im westlichen Selbstbild ist sie nichtsdestoweniger. Auf die damit einhergehende Korruption antwortet aus einem im Prinzip richtigen moralischen Impetus heraus nicht zuletzt die Islamkritik. Sie führt Politik und Moral wieder zu einer einzigen Weltanschauung und Zielsetzung zusammen – freilich um den Preis eines arg verzerrten Blicks auf die Welt [☐ S. 107].

Während sich das westliche Misstrauen auf die Frage nach der Demokratietauglichkeit der muslimischen Gesellschaften beruft, spielt (von Randgruppen abgesehen, die in unseren Medien leider oft als repräsentativ dargestellt werden) für die arabischen Bürger der Islam offenbar keine prominente Rolle bei der Kritik am Westen – eine Asymmetrie, die zumindest zum Teil dadurch erklärt werden kann, dass die Wahrnehmung des Islams als Gegner unseren Blick dafür getrübt hat, dass selbst der islamisch eingefärbte Widerstand, sei es gegen die despotischen Staatsapparate in der arabischen Welt, sei es gegen Israel oder gegen die westliche Intervention in Afghanistan und im Irak, für Ziele einzutreten vorgibt, mit denen wir uns ebenfalls identifizieren könnten: die Achtung

3 Vgl. Süddeutsche Zeitung, 31.1.2011, <http://www.sueddeutsche.de/politik/westerwelle-ueber-mubarak-schwaermen-vom-diktator-1.1053521>

der Menschenwürde, politische, wirtschaftliche und kulturelle Teilhabe, Rechtssicherheit, Mitbestimmung, Autonomie, Demokratie, gute Regierungsführung und freie Meinungsäußerung.

Selbst traditionell und orthodox gesinnte Muslime fordern dies, und das ist ein gutes Zeichen selbst dann, wenn die begründete Befürchtung besteht, dass diese Kräfte, einmal an der Macht, die vordem geforderten Rechte ihren politischen Gegnern nicht zugestehen. Für diese Art von Doppelzüngigkeit braucht es nicht den Islam, wir kennen sie ebenso von anderen einstmals revolutionären Bewegungen unterschiedlichster ideologischer Couleur.

*

Die Verbindung von islamischem Widerstand mit aggressivem missionarischem Eifer, die Zurücksetzung durchaus universaler Werte zugunsten tatsächlich eigenwillig interpretierter islamischer ist ein Phänomen, das auf klar zu identifizierende extremistische Gruppen beschränkt ist. Für das zukünftige Verhältnis von Westen und islamischer Welt wird es zentral sein, zwischen diesen Bewegungen und der großen Mehrheit selbst gläubiger und orthodoxer Muslime zu unterscheiden, die ohne entsprechende Gehirnwäsche wenig handfeste Gründe haben, den Zielen der Extremisten zu folgen. Für diese extremistischen Bewegungen ist der Name Salafiten (oder Salafisten) in Mode gekommen, vom arabischen Wort *salaf* – »Vorfahren« (aus der Zeit des Propheten), an denen sich die Salafiten orientieren wollen.

Die Salafiten haben ihren Ursprung nicht im politischen Islam der Muslimbrüder, sondern sind ein Ableger des saudischen Wahhabismus, der Staatsideologie Saudi-Arabiens, die auf die puritanische Bewegung Ibn Abdul-Wahhabs (1703–1792) zurückgeht. Abdul-Wahhab propagierte einen ursprünglichen, von allen Anlagerungen der Geschichte gereinigten Islam und suchte ein Bündnis mit dem Klan der Saud, der nach dem Ersten Weltkrieg das Gebiet des nach ihm benannten heutigen Saudi-Arabien eroberte.

Wahhabismus und Salafismus verdanken ihren Einfluss we-

niger der Überzeugungskraft ihrer Ideen als den endlosen finanziellen Möglichkeiten, mit denen sie von einflussreichen Kreisen in Saudi-Arabien gefördert werden. Vereinfacht gesagt ist die Ausbreitung des Salafismus der ideologische Preis, den die Welt für das saudische Öl zu zahlen hat. Dass fünfzehn der neunzehn Attentäter von 9/11 Saudis waren, ist ein gern heruntergespielter, aber doch unübersehbarer Beleg für die daraus resultierenden Gefahren.

Leider ist ausgerechnet unsere Islamkritik blind gegen den Unterschied von Islam und salafitischem Extremismus. Sie beraubt sich damit der Möglichkeiten, diejenige islamische Strömung, die mit den westlichen Werten als einzige gar keine Schnittmengen mehr aufweist, zu isolieren und als isoliertes Phänomen effektiv zu bekämpfen. Denn in diesem Kampf käme es darauf an, gerade auch die durchschnittlichen Gläubigen, die traditionellen und orthodoxen Muslime als Bündnispartner zu gewinnen. Sie sind vom Salafismus weitaus stärker betroffen als der Westen, und die missionarische Ideologie der Salafiten zielt weniger auf den Westen als auf den traditionellen und orthodoxen Islam mit seiner oft noch synkretistischen Vielfalt ab. Für Ibn Abdul-Wahhab und die meisten seiner Nachfolger bis heute sind Muslime, die nicht exakt denselben puritanischen Vorstellungen anhängen wie er, schlicht keine echten Muslime, sondern Ungläubige.⁴

Die unübersichtlichen Machtstrukturen in Saudi-Arabien mit über siebentausend jeweils über eigene Haushalte verfügenden Prinzen verschleiern recht effektiv die Quellen für die finanzielle Förderung von Salafiten, Taliban und vergleichbaren Bewegungen. Dass sie sich, auf welchen Umwegen auch immer, über Petrodollars vollzieht, steht außer Frage. Als Fußnote zu dem im Juli bekanntgewordenen sogenannten Panzerdeal sei erwähnt,

4 Wer sich näher für die Thematik interessiert, konsultiere das Buch von Guido Steinberg, *Saudi-Arabien. Politik, Geschichte, Religion*, München 2004. Der ausgewiesene Islamwissenschaftler arbeitete lange als Referent für Terrorismus im Bundeskanzleramt.

dass Saudi-Arabien, gemessen am Pro-Kopf-Einkommen, weltweit am meisten Geld für Rüstung ausgibt (nämlich ein Drittel dieses Pro-Kopf-Einkommens); dass ein Großteil dieser Rüstungstechnik ohne ausländische (d. h. westliche) Expertise und Logistik von den Saudis allein kaum genutzt werden kann; dass nach Schätzungen etwa ein Fünftel des Geldes, das die Saudis für Rüstung ausgeben, in internen Kanälen versickert;⁵ und dass gleichwohl die Gefahren, die von Saudi-Arabien ausgehen, in absehbarer Zeit nicht in seiner militärischen Kapazität liegen, sondern in der von ihm finanzierten und geförderten Ausbreitung des Salafismus in der islamischen Welt und anderswo, worauf unlängst sogar der deutsche Innenminister bei der Vorstellung des Verfassungsschutzberichtes 2010 hinwies. Es war derselbe Innenminister, der in seiner Eigenschaft als Mitglied des geheim tagenden Sicherheitskabinetts zur gleichen Zeit den Panzerdeal mit Saudi-Arabien genehmigte.

Mit den arabischen Revolutionen hat Saudi-Arabien zwar erheblich an direktem politischen Einfluss in der Region verloren – Mubarak und Ben Ali waren enge Verbündete Saudi-Arabiens, Ben Ali lebt heute im saudischen Exil. Über die Förderung des Salafismus und anderer Extremvarianten des Islams versucht es jedoch massiv, etwa in Ägypten und unter den libyschen Aufständischen, diesen Einfluss wiederzugewinnen. Für eine tatsächliche Machtübernahme der Salafiten spricht gegenwärtig zwar wenig, da sie den meisten Menschen in der arabischen Welt zurecht als vom Ausland (nämlich dem verhassten Saudi-Arabien) gesteuert erscheinen und offen den Werten widersprechen, für die die Menschen auf die Straße gegangen sind. Gleichwohl aber zählen die Salafiten zu den Hauptverantwortlichen für die Verbreitung radikalen Gedankenguts und für eine neu aufkommende, religiös motivierte Gewalt in den im Umbruch befindlichen Ländern. Der

5 Diese Angaben entnehme ich dem Kapitel »External Relations« in dem Sammelband *Saudi-Arabia in the Balance. Political Economy, Society, Foreign Affairs*, hrsg. von Paul Aarts & Gerd Nonnenman, London (C. Hurst & Co.) 2005, S. 315 ff.

Kampf gegen sie wird in den Köpfen und Herzen der Muslime entschieden, die man sich eben deshalb nicht zum Feind machen sollte; aber auch im Umgang mit Saudi-Arabien, das zu Reformen und zur Öffnung nicht bloß zu ermuntern, sondern mit aller Kraft zu drängen ist – und dessen den Extremismus finanzierende Zirkel gezielt und umstandslos zu bekämpfen wären.

Die Chancen, die für den Westen und vor allem die Europäer in einer weitgehend demokratisierten und mit rechtsstaatlichen Strukturen versehenen arabischen Welt liegen, sind viel zu groß, um sie aufgrund eines wohlfeilen, islamkritisch befeuerten Skeptizismus oder kurzsichtiger Ängste um den Ölpreis zu verspielen. Nutzen wir diese Chancen nicht und zaudern, den arabischen Aufbruch in die Vernunft ideell und materiell zu fördern, riskieren wir das Scheitern oder Abdriften der Revolutionen, bevor der Wandel unumkehrbar ist. Weitere Jahrzehnte weltpolitischer Depression und ideologischer Verhärtung wären die Folge. Das in diesem Buch dokumentierte Jahrzehnt zwischen 2001 und 2011 hat das Maß an geistigem, politischem und materiellem Elend jedoch schon voll genug gemacht.

Wutgegenstand Islam

Kann eine Rede über Affekte uns helfen zu verstehen, was uns umtreibt? Wut ist kaum klar definierbar, zumal sie in unserer affektkritischen Kultur dazu neigt, sublimiert zu werden und sich zu verstecken. Man wird daher bei diesem Thema ein wenig Küchenpsychologie betreiben müssen, tentativ denken, angreifbar.

Wie alle Affekte ist Wut inhaltlich und thematisch nicht gebunden. Das macht die Auswahl dessen, über was wir reden, wenn wir über Wut reden, einigermaßen beliebig. Hinzu kommt, dass wohl jeder Mensch selbst der beste Spezialist für seine eigene Wut ist. Aber gibt es nicht trotzdem Anknüpfungspunkte und Verbindungen von dieser je persönlichen Wut zu den Phänomenen, die unter dem Stichwort ›Islam‹ die Öffentlichkeit beschäftigt?

Eine Triebfeder der Wut ist die Verlustangst. Diese gleichsam prophylaktische Wut, die sich von dem nährt, dessen Eintreten man fürchtet, hat, jedenfalls was unsere Situation in Mitteleuropa betrifft, mit einem schweren Handicap zu kämpfen. Es besteht darin, dass die Kräfte bedrohlichen Wandels, die diese Angst und Wut schüren, zugleich als integraler Bestandteil des Systems erscheinen, das sie gefährden.

Dasjenige, wovor wir Angst haben und das uns aufbringt, ist zugleich dasjenige, dem wir einige der wichtigsten unserer Errungenschaften verdanken. Diese Feststellung trifft auf nahezu alle Krisen zu, mit denen wir gegenwärtig konfrontiert sind: Umwelt, Finanzkrise, Verteilungsgerechtigkeit, Wachstum, Unterentwicklung, beziehungsweise globale Ungerechtigkeit. Diesen Krisen liegt vielfach genau das zu Grunde, was unseren Wohlstand ausmacht. Wenn ich um die Umwelt fürchte und meine Wut sich zum Beispiel gegen die Verhinderer von Weltklimaabkommen richtet, so sollte mir klar sein, dass jedes Klimaabkommen das Potenzial hat, auch meinen eigenen Wohlstand zu gefährden, wie er sich äußert zum Beispiel in Gestalt massenweiser PKW-Nutzung oder preisgünstiger Flüge.

Und es mag ja sein, dass ich mir eine stärkere Kontrolle der Manager und Banken wünsche. Aber wie lege ich dann noch sinnvoll mein Geld an oder komme an günstige Kredite? Wirtschaftswachstum um jeden Preis scheint mir verderblich. Ohne Wachstum werde aber auch ich bald ärmer sein. Und es gibt viele Menschen, die sich den Luxus, kein nennenswertes Wirtschaftswachstum zu wünschen, nicht leisten können.

Gewiss bin ich gegen den Krieg in Afghanistan und die militärischen Eingriffe in der islamischen Welt. Aber wie viel Instabilität im Nahen und Mittleren Osten können wir uns wirklich leisten, ganz abgesehen von der Frage, was die Mehrheit der afghanischen Zivilisten wünscht. Und wäre ich nicht vielleicht doch bereit, mit denselben militärischen Mitteln oder noch extremeren die Taliban von den pakistanischen Atomwaffen fernzuhalten?

Wir scheinen in einer Situation zu sein, in der jede Bewahrung auf der einen Seite mit einem Verlust auf der anderen einhergeht. Ich will damit kein apokalyptisches Szenario zeichnen. Ich behaupte nicht, dass etwa Wirtschaftswachstum und Umweltschutz unvereinbar sind, dass eine nachhaltige Finanzwirtschaft unmöglich ist oder das Engagement in Afghanistan zwangsläufig in einer Katastrophe enden wird. Ich kenne mich auf diesen Gebieten überhaupt nicht gut genug aus, um derartiges zu behaupten. Mir geht es um etwas ganz anderes, nämlich um die fast zwangsläufige Gebrochenheit des Willens zur Veränderung, den die Wut mit sich bringt, des Willens, die Welt neu zu gestalten, also die Wut in Dienst zu nehmen für politische oder andere Ziele, denen wir uns verschreiben. Je komplexer die Wirklichkeit sich darbietet, desto schwieriger wird es, sich einem solchen Ziel zu verschreiben, zumal dann, wenn der Impetus, der mich treibt, eher ein bewahrender ist als ein revolutionärer, wenn ich zu viel zu verlieren habe, um für die angestrebte Veränderung ein substanzielles Risiko einzugehen.

Ich möchte ein weiteres Beispiel für ein derartiges Dilemma anführen. Die Denkungsart darin stößt mich persönlich zwar ab, sie ist für unsere Zwecke jedoch zentral. Die Wut aus Verlust-

angst, die Wut als Impuls zur Bewahrung äußert sich auch in einer Angst vor dem, was als Überfremdung bezeichnet wird, als demographische Unterwanderung, oder manchmal sehr konkret als »Islamisierung«. Lassen wir dahingestellt sein, was es damit realiter auf sich hat, ob es die Islamisierung oder Überfremdung wirklich gibt oder ob es sich dabei nur um aus der Angst geborene Phantome handelt. Mich interessiert daran etwas anderes. Wenn nämlich jemand Angst vor einer solchen demographischen Unterwanderung hat, wird er gleichzeitig kaum leugnen können, dass unsere Gesellschaften, wollen sie ihren Wohlstand bewahren, die Zuwanderung benötigen – und zwar in einem viel größeren Maß, als es gegenwärtig der Fall ist. Angesichts der zunehmenden Überalterung Europas lassen sich ohne verstärkte Zuwanderung außereuropäischer Menschen weder die Renten- und Gesundheitssysteme noch die Wirtschaft auch nur annähernd auf dem gegenwärtigen Niveau halten.

Wer also Zuwanderung ablehnt, weil er Angst vor Überfremdung, vor dem Verlust seiner Identität und dem Verlust seines Wohlstands und seiner Privilegien hat, wird seinen Wohlstand erst recht gefährden. Er kann sich allenfalls in der Hoffnung wiegen, dass es eine Zuwanderung durch Fremde gibt, die ihm nicht ganz so fremd und unheimlich erscheinen, wie diejenigen, gegen die sich seine Wut gegenwärtig vor allem richtet. Die Wahrscheinlichkeit, dadurch nur eine andere Form von Ablehnung gegenüber anderen Fremden zu generieren, ist jedoch hoch. Dem grundsätzlichen Dilemma wird er kaum entkommen, und ein zukunftssträchtiges politisches Programm wird sich aus dieser Wut nur schwer kreieren lassen. Und es ist wahrscheinlich, dass diese politische Impotenz der Verlustangst-Wut nur zu einer noch größeren Wut führen wird.

Wir befinden uns daher in einem paradoxen Wut-Zustand. Die Wut, die jeder zwangsläufig immer hat, die einen mehr, die anderen weniger, die Wut, die, gleich wodurch sie ursächlich motiviert ist, eine entscheidende Triebkraft für gesellschaftliche Ver-

änderungen ist, findet sich ausgebremst – ausgebremst durch eine insgesamt immer noch zufriedenstellende politische und gesellschaftliche Lage, ausgebremst durch einen beträchtlichen Wohlstand und schließlich durch die erwähnte hohe Komplexität der Probleme, mit denen wir konfrontiert sind, durch die Unmöglichkeit, die Wut sinnvoll zu kanalisieren und in ein eindeutiges politisches Handeln umzumünzen.

Das aber heißt für die Wut vor allem eins: Sie liegt brach. Sie köchelt sinnlos vor sich hin. Sie verliert sich in Details. Sie bleibt ungenutzt, unbefriedigt, ohne Objekt, während doch jede Wut naturgemäß dazu drängt, sich auf etwas zu richten. Um sich auf etwas zu richten, braucht sie jedoch, jedenfalls in unserer affekt-kritischen Kultur, vorzeigbare Rechtfertigungen und – zumindest scheinbar – rationale Gründe. Notfalls konstruiert sich die Wut solche Gründe selbst. Sie geht dabei in aller Regel nicht sehr genau vor, neigt dazu, sich ihre Gründe zurechtzubiegen. Ihr kann daher leicht widersprochen werden.

Andererseits, oder vielleicht gerade deshalb, ist diese Wut dankbar für jeden Anknüpfungspunkt, wie etwa ein aggressiver Typ, dem wir auf der Straße begegnen, schon einen kurzen Blick von uns als Aggression begreift, als Anlass zum Zuschlagen. Wut lauert auf solche Gelegenheiten. Sie überzieht die Welt mit einem Blick, der ihresgleichen sucht. Je aggressiver meine Ausstrahlung, desto mehr Aggressionen zieht sie an. Wut und Gewalt funktionieren mimetisch: Sie laden zur Nachahmung ein. Selbst wenn ich nicht wütend bin: Sobald ich Wut und Gewalt begegne, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass ich selber wütend und gewalttätig werde.

Der Globalisierungskritiker Jean Ziegler hat vielfach auf die Wut der sogenannten Dritten Welt aufmerksam gemacht.⁴⁰ Es ist leicht nachvollziehbar, dass die Wut-Kontexte dort völlig andere sind. Eine Wut gegen den Westen – Jean Ziegler scheut nicht das Wort »Hass« – kann Gründe für sich geltend machen, für die wir

40 Jean Ziegler, *Der Hass auf den Westen*, Gütersloh 2009.

in unseren Breiten seit mehr als einem halben Jahrhundert keine Entsprechung mehr kennen. Die Wut gegen verknöcherte, diktatorische Regimes, gegen die Unmöglichkeit zur wirtschaftlichen Teilhabe, gegen Unrecht und Erniedrigung jeder Art – für sie haben wir kein Pendant, wir kennen seit langem nichts auch nur annähernd Vergleichbares in unserem Euro-Europa und beginnen es erst in jüngster Zeit wieder zu ahnen, wenn wir mit den Straßenprotesten anlässlich der Schuldenkrise in Griechenland und Spanien konfrontiert werden.

Wie aber begegnet *uns* die Wut der Dritten Welt, von der Jean Ziegler geredet hat, konkret, das heißt jenseits des virtuellen Sicherheitsabstands, den uns der Fernsehschirm gewährt? Überraschenderweise bekommen wir von der angeblich so großen Wut der Dritten Welt nur sehr wenig mit – in unserem alltäglichen Leben selbst dann fast nichts, wenn wir in einem dieser Länder unseren Urlaub verbringen. Kaum ein Strand- oder Bildungsurlauber, der in den letzten Jahren Ägypten oder Tunesien besucht hat, dürfte seinen Gastgebern die Wutenergie angesehen haben, die von den Revolutionen des Jahres 2011 schließlich freigesetzt wurde. Hinzu kommt, dass uns die Wut der ärmeren Länder vordergründig so wenig betrifft, dass wir keine Anknüpfungspunkte zu ihr finden, uns zu keiner Wut-Mimesis gereizt fühlen. Die südliche Hemisphäre, können wir sagen, ist ein Schlägertyp, der uns nicht sieht und den wir nicht sehen. Er wohnt halt in einem anderen Viertel.

Eine Schnittstelle, einen Wutknotenpunkt gibt es jedoch, an dem die Wut zumindest eines Teils dieser Welt für uns manifest wird, und zwar selbst dann unausweichlich, wenn wir uns Mühe geben, sie zu ignorieren. Diese Schnittstelle bilden die Berührungspunkte mit dem Islam und den Muslimen. Hier, und fast würde ich sagen, nur hier – mit Ausnahme einiger Enklaven in Lateinamerika vielleicht – wird die Wut der ärmeren Länder für uns spürbar und greifbar. Sie fordert uns heraus und wir sie, sie reagiert auf uns und wir auf sie. Diesem Befund entspricht, dass sich auf dem Boden der islamischen Welt auch die gegenwärtigen militärischen

Auseinandersetzungen mit westlicher Beteiligung vollziehen. Zugleich stammen die meisten Zuwanderer in Europa aus der islamischen Welt, und sind, ob praktizierend oder nicht, ihrem Herkunft nach Muslime. Als größte und kulturell fremdeste Gruppe fallen sie stärker auf als alle anderen (sieht man von der geringen Zahl von Asiaten und Schwarzafrikanern ab). Sie fallen schon durch ihr Äußeres auf, noch unabhängig von der Frage, wie gut sie integriert sind und wie reibungslos der Kontakt mit ihnen ausfällt – er vollzieht sich die meiste Zeit verblüffend reibungslos. Auch die einzige konkrete sich gegen den Westen richtende Gewalt begegnet uns im Zeichen eines (radikal interpretierten) Islams in Form des Terrorismus. Ich möchte allerdings bezweifeln, dass wir wirklich behaupten können, diese Aggression *begegnete* uns, wir seien unmittelbar damit konfrontiert oder je dieser Gewalt konkret ausgesetzt gewesen. Mir jedenfalls, sooft ich auch in der islamischen Welt unterwegs gewesen bin, ist sie noch nicht begegnet. Den Lesern dieses Beitrags wahrscheinlich auch nicht, weder hier noch dort. Aber wir hören davon und sind uns der Möglichkeit einer solchen Begegnung bewusst.

Dies alles würde wahrscheinlich schon genügen, um den Muslimen einen besonderen Wut-Magnetismus zuzuschreiben, also die Fähigkeit, zu einer Projektionsfläche für unsere ansonsten brachliegende und ausgebremschte Wut oder Verlustangst zu werden. Es kommt aber noch etwas hinzu. Der Islam hat seit seiner Entstehung einen ähnlichen imperialen, missionarischen und hegemonialen Anspruch wie das christliche Abendland. Es ist ein Anspruch, der objektiv betrachtet ebenso gerechtfertigt oder abwegig ist wie der westliche, und er hat sich ebenso wie der westliche in langen historischen Zeiträumen und über weite Gebiete hinweg tatsächlich verwirklicht, zuletzt in Gestalt des Osmanischen Reichs, dessen Untergang kurz nach dem Ende des Ersten Weltkrieges noch keine hundert Jahre zurückliegt. Dieser Anspruch ist mithin ebenso real wie der westliche, obgleich er natürlich, anders als der westliche, gegenwärtig fernab von jeder Realisierung ist. Darauf kommt es

aber in unserem Fall nicht an. Worauf es ankommt, ist der Anspruch als solcher. Er bedeutet, dass man als Muslim in der islamischen Welt mit guten, historisch belegbaren Gründen das Gefühl einer Degradierung und des Verlusts haben kann.

Wir hatten bereits festgestellt: Derjenige, der etwas verliert, dessen (begründete) Erwartungen enttäuscht werden, wird eher zur Wut, zum wütenden Protest, zur Revolte neigen als derjenige, der noch nie etwas hatte. Es ist daher psychologisch sehr nachvollziehbar, dass der größte Widerstand gegen die koloniale und postkoloniale Weltordnung von der islamischen Welt ausgegangen ist und bis heute ausgeht. Dabei ist wichtig zu sehen, dass dieser Widerstand und diese Wut weniger religiös als kulturgeschichtlich motiviert sind. Bis in die achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts ging er nicht primär von religiösen Kräften und unter religiösen Vorzeichen aus, sondern von säkularen Kräften, für welche die Religion nur eine Nebenrolle spielte. Von diesem eher kulturgeschichtlichen als religiösen Anspruch profitieren heute die islamischen Ideologen insofern, als sie diese Ansprüche für sich reklamieren und abschöpfen, so dass in der islamischen Welt auch solche gesellschaftlichen Kräfte mit ihnen sympathisieren, die den Islamisten ideologisch eigentlich fern stehen. Mithin begegnet uns dieser hegemoniale Anspruch heute als primär religiöses und missionarisches Projekt, während er über Jahrhunderte hinweg vor allem ein imperiales Projekt war, für das die Eroberung bereits islamisierter Gebiete keinen Deut weniger zählte als die nicht-islamischer und für das die Missionierung und Islamisierung stets nebensächlicher war als die eigentliche Herrschaft, wie es sich am Fortbestand der christlichen Orthodoxie in Südost-Europa auch unter osmanischer Herrschaft leicht belegen lässt

Doch zurück zu uns, in den Westen. Wir hatten ja spekuliert, dass die Wut, die wir alle irgendwie haben, in vielen Fällen ausgebremst wird, sich nur schwer unmittelbar politisch niederschlagen kann, dass sie brach liegt. Sie findet nichts oder wenig, auf das sie sich, ohne von Verstand und Vernunft als kontraproduktiv gezügelt zu

werden, richten kann. Falls diese Feststellung zutrifft, wird diese brachliegende, sich allenfalls gebrochen auslebende Wut für alles dankbar sein, was ihr als Objekt und Projektionsfläche entgegen tritt und zugleich den Kontrollmechanismen der Rationalität einigermaßen standhält.

Dafür, dass der Islam zum Gegenstand der Wut und zum Thema von wutgeleiteten Debatten wird, braucht es also rational vermittelbare Anknüpfungspunkte, braucht es Botschaften und eine spezifische Art von »Wissen« über den Islam, das produziert und kommuniziert werden muss. Dieses Wissen sollte von der Art sein, dass es den Islam als Gegenstand der Wut festschreibt, ohne dass sich Wut und Affekt als solche dabei zu erkennen geben. Es besteht aus spezifischen, idealerweise rational begründeten Charakterisierungen des Islams, die diesen als Wut-Projektionsfläche konstruieren. Zu diesen offen kommunizierten, vordergründig rationalen Charakterisierungen gesellt sich eine Grauzone von Schmuddelargumenten, die nur subkulturell vermittelt werden, und schließlich eine Dunkelzone von Ansichten über Muslime, die als tabu gelten und selten offen ausgesprochen werden, von denen wir jedoch mit guten Gründen annehmen dürfen, dass sie existieren.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien einige der wichtigsten Thesen dieses »Islamwissens« hier aufgezählt. Sie finden sich ähnlich auch in dem Manifest von Anders Breivik, dem islamfeindlichen norwegischen Attentäter, der am 22. Juli 2011 siebenund-siebzig Menschen tötete.

- Der Islam ist eine Religion oder Kultur, die keine Aufklärung kennt, also gleichsam in der Vormoderne stecken geblieben ist [☐ S. 126]. Eine weit verbreitete Argumentation dafür führt als Indiz die islamische Zeitrechnung an (Beginn 622 n. Chr.), nach der sich die Muslime erst im fünfzehnten Jahrhundert befinden. Der zivilisatorische Stand heute sei also ungefähr mit dem Europas im ausgehenden Mittelalter zu vergleichen. Es wundert daher nicht, dass an ihm vieles archaisch wirkt, unzivilisiert, brutal und vernunftfeindlich – mittelalterlich eben! [☐ S. 156].

- Der Islam kennt keine Trennung von Staat und Religion. Er ist nicht säkularisierbar und mit säkularen Gesellschaftsmodellen, mithin mit Demokratie, nicht vereinbar. Zu diesem Komplex zählt auch, dass die Scharia, verstanden als das unumstößliche Gesetz für alle Muslime, mit dem Rechtsstaat und einem modernen Rechtsverständnis insgesamt komplett und in alle Ewigkeit unvereinbar ist [☐ S. 161].
- Der Islam ist der Grund für die despotischen Regimes in der islamischen Welt, für Menschenrechtsverletzungen, für Diktaturen und Demokratiefindlichkeit. Das Argument leitet sich aus den vorigen beiden ab. Hinzu kommt das Klischee eines typisch orientalischen Despotismus. (Hitler, Stalin, Ceausescu, Franco und alle anderen müssen nach dieser Lesart dann für Europa untypisch gewesen sein.) Die arabischen Revolutionen, so die Ansicht, sind daher letztlich zum Scheitern verurteilt.
- Der Islam ist sich gleich. Sein Wesen ist unveränderlich [☐ S. 46], festgelegt in Koran, Scharia und Hadith, den Berichten über den Propheten [☐ S. 133], gleich zu welcher Zeit und in welcher Weltregion. Dazu zählt auch die These, dass zwischen Islam und Islamismus, also der Religion als politischer Ideologie, nicht getrennt werden kann.
- Der Islam ist nicht reformierbar. Das harmoniert mit der These, dass der Islam sich gleich ist. Wäre er reformierbar, würde er sich ja schon nicht mehr gleichen. Die Unreformierbarkeits- these besagt: Wird der Islam reformiert, ist es nicht mehr der Islam, sondern die Reform kommt einem Abfall vom Islam gleich, das heißt einer Bekehrung zum Säkularismus oder einer anderen Religion [S. ☐ 32].
- Der Islam hat einen Welteroberungsanspruch, er strebt die Weltherrschaft an, die Bekehrung oder Vernichtung oder zumindest Unterdrückung Andersgläubiger. Das Argument hat eine höchst anrühige Vorgeschichte: Die These von der anzustrebenden Weltherrschaft diente vormals dazu, die Fronten gegen den Kommunismus, und davor, die Fronten gegen die

Juden zu schließen. Dieses Argument ist vor allem deswegen unsinnig, weil sich dasselbe mit noch größerer Berechtigung von unseren eigenen Anschauungen und unserem eigenen politischen System sagen lässt, das die Welt weitaus stärker beherrscht als jede andere Sichtweise.

- Der Islam ist frauenfeindlich, schwulenfeindlich und so weiter, wobei nicht zwischen Islam und islamischer Welt und Kultur unterschieden wird. Natürlich ist der Islam, wie wohl jede Religion als solche, nicht homosexuellenfreundlich. Die islamischen Kulturen waren es jedoch in ihrer Geschichte – die Literatur belegt es – durchaus [☐ S. 156]. Noch heute gilt Nordafrika – und wieder belegt es die Literatur von André Gide bis Hubert Fichte – als eines der Paradiese des schwulen Sextourismus.
- Die Muslime reden mit doppelter Zunge. Wenn die Muslime die Reformierbarkeit ihrer Religion behaupten, die Vereinbarkeit des Islams mit Rechtsstaat und Demokratie, so ist dies – ein arabisches Wort, das jeder zünftige Islamgegner kennt – *Taqiyya*, das heißt »Verstellung«, der sich die Muslime angeblich befleißigen sollen, um unter Ungläubigen keinen Repressionen ausgesetzt zu sein (tatsächlich bezieht sich *Taqiyya* auf die Verstellung, die Schiiten unter repressiver sunnitischer Herrschaft zum eigenen Schutz walten lassen dürfen). Wir befinden uns hier schon im Bereich der Schmuttelargumente. Denn klar ist: Die Behauptung einer potenziellen Doppelzüngigkeit der Muslime spricht diesen jegliche Chance ab, glaubwürdig eigene Überzeugungen zu vermitteln, die den Festschreibungen durch die Islamkritiker nicht entsprechen.

Zu den eher schmutteligen Argumenten zählt ferner:

- Die Muslime sind Judenfeinde und Antisemiten, sie möchten die Juden vernichten. Folglich sympathisierten sie – und sympathisieren angeblich oft immer noch – mit Hitler. Der Islam tritt in dieser Logik praktisch das Erbe des antisemitischen Faschismus an. Wenn die Muslime die Juden ausrotten könnten, würden sie dies sofort tun. Im Rahmen dieses Arguments wer-

den Juden und Israel oft gleichgesetzt – eine Gleichsetzung, die bedauerlicherweise auf den arabischen Diskurs übergegriffen hat, der früher stets die Unterscheidung zwischen beiden gepflegt hat, um die nicht-religiös, sondern politisch motivierte Ablehnung Israels zu betonen.

In scharfem Gegensatz zu dieser Behauptung wurden die arabischen Diktatoren, um sie zu diskreditieren, von den Revolutionären des Jahres 2011 oft mit Hitler verglichen oder mit Hitlerbart karikiert. Und obwohl Israel gewiss keine Sympathien unter den arabischen Revolutionären genießt, waren antisemitische Losungen nicht zu vernehmen.

- Die islamische Geschichte ist immer schon von Gewalt geprägt gewesen, der Islam hat sich nur durch Gewalt verbreitet (so klang es noch in der Regensburger Rede des Papstes 2006). Zudem predigt der Islam (anders als, gemäß dieser Sicht, das Christentum) Gewalt, vor allem natürlich gegen Andersgläubige. Laut extremeren Varianten dieser Auffassung hat der Islam sogar den Genozid erfunden⁴¹ oder, in völkermörderischem Ausmaß, die Sklaverei.⁴² Dieses Argument wird gern mit entsprechend herausgesuchten Koranpassagen garniert.
- Muslime sind vergleichsweise unfähig, sich anzupassen und zu integrieren. Sie sind bildungsfern oder bildungsunfähig (die Sarrazin-Thesen ▣ S. 177).
- Muslime sind, sei es aus religiösen oder ethnischen Gründen, nicht mit den Europäern vergleichbar. Daher können etwa die Türken nicht Mitglieder der EU werden.

Es erleichtert die Konstruktion der Muslime als Wut-Projektionsfläche, dass sie oft anders aussehen, eine dunklere Hautfarbe haben und häufig der Unterschicht angehören und damit gerade gebildeteren Mitbürgern fremd vorkommen. Auch wenn kaum jemand dies offen aussprechen mag, spätestens wenn die eigene

41 So der Historiker Egon Flaig in der FAZ vom 16.9.2006.

42 So zuletzt Tidiane N'Diaye, *Der verschleierte Völkermord*, Reinbeck 2010.

Tochter auf einmal einen türkischen Freund hat, kann dieses Bild des Muslims zu echten Konflikten führen, auch wenn sich diese Ablehnung dann oft mit einem der seriösen Argumente tarnt, etwa dem von der Frauenfeindlichkeit des Islams oder von der Doppelzüngigkeit der Muslime.

Es darf vor diesem Hintergrund vermutet werden, dass es in jeder (modernen) Gesellschaft einen gleichsam natürlichen Bodensatz der Ablehnung Fremder gibt (gleich, ob man dies Rassismus nennt oder nicht), der sich auch durch das beste Erziehungssystem und breiteste Aufklärungskampagnen nicht austreiben lässt. Er lässt sich allerdings umcodieren. Es wäre nämlich sehr erstaunlich, wenn eine ganze Gesellschaft wie die deutsche während der Nazi Herrschaft und lange davor breite, radikalisierungsbereite rassistische Tendenzen zeigte, dann aber von heute auf morgen, sozusagen vom 8. auf den 9. Mai 1945, allen diesen Affekten abgeschworen hätte. Jeder weiß, dass dies nicht der Fall war. Der Fall war – und ist – etwas anderes: Der latente, überall vorhandene, in Deutschland vielleicht (aber gar nicht einmal sicher) besonders ausgeprägte, vielleicht nur besonders geförderte Rassismus hat sich nicht in Luft aufgelöst, er war nur auf einmal gegenstands- und sprachlos geworden: Juden gab es praktisch nicht mehr, die Fremdarbeiter verschwanden, der Antisemitismus durfte sich nicht mehr öffentlich äußern – er darf es (zum Glück!) bis heute noch nicht, und äußert sich daher folglich nur in extremen Rändern unserer Gesellschaft und Öffentlichkeit. Heißt dies aber, dass er bis auf diese wenigen extremen Ränder verschwunden ist? Es wäre zu schön. Ich glaube es nicht. Viel wahrscheinlicher als sein Verschwinden ist seine Umcodierung, seine Verwandlung, sein Auftreten in einer neuen, sich selbst kaum mehr wiedererkennenden Gestalt, versehen nicht nur mit einem neuen Objekt, sondern auch mit neuen, den Zeiten angepassten Argumenten.

Habe ich einige der wichtigsten Argumente, die dieser Umcodierung entsprungen sind, bereits aufgezählt, so sei noch einiges zur besonderen Eignung des neuen Objekts für den umcodierten

Rassismus angefügt: Sofern nämlich die Muslime dieses neue Objekt sind, fällt sogleich ihre ausgesprochene, um nicht zu sagen ideale Tauglichkeit für die Umcodierung des alten antisemitischen Rassismus in einen anti-muslimischen auf. Die Muslime sind sogar vielfach besser als Objekt für einen solchen Rassismus geeignet, als es die Juden je waren.

Die in Deutschland ansässigen Juden waren bekanntlich Deutsche und sprachen Deutsch. Die Muslime sind in ihrer großen Mehrheit Ausländer, Fremde, allenfalls Eingebürgerte. Auch wenn die Nürnberger Rassengesetze und ihre geistigen Vorläufer das Gegenteil behaupteten: Die meisten Juden in Deutschland waren so ›blutsdeutsch‹ wie alle anderen Deutschen. Sie sind, wenn man nun einmal rassistisch denken will, keine andere Rasse – nur eine andere Religion (bekanntlich ging das Bemühen der Nationalsozialisten dahin, genau das Gegenteil zu behaupten – es handle sich bei den Juden um eine Rasse; übernimmt man die These von den Juden als rassistische, nicht religiös definierte Gruppe – wie es viele Islamkritiker tun, um ihre Kritik an der Religion vom Rassismus zu unterscheiden, – so folgt man, ob man will oder nicht, der antisemitischen Sprachregelung der Nationalsozialisten). Die meisten Muslime hingegen repräsentieren nicht nur eine andere Religion, sondern für den, der in rassistischen Kategorien denkt, natürlich auch eine andere Rasse, die den Turkvölkern zugehörig ist oder aber den Arabern, also den Semiten. Ferner ist Deutsch häufig (noch) nicht ihre Muttersprache, manche sprechen überhaupt nur gebrochen Deutsch. Sie sind auch nicht schon seit vielen Generationen unsere Nachbarn, sondern zugewandert, und haben noch nicht in ähnlicher Weise wie einst die Juden eine Art Heimatrecht erlangt. Mehr noch: Waren die Juden, sieht man von einer orthodoxen Minderheit ab, in Deutschland vorbildlich integriert und gerade in Schlüsselpositionen der Gesellschaft, in der Wirtschaft, in den Medien, an den Universitäten sehr gut vertreten, so trifft all dies im Fall der Muslime nicht zu. Die Muslime sind im heutigen Deutschland und Mitteleuropa viel fremder, viel

weniger integriert und gesellschaftlich viel schwächer als es die Juden in Mitteleuropa vor dem Faschismus waren (die Muslime verfügen häufig nicht einmal über Staatsbürgerschaft und Wahlrecht). Sie bieten sich damit als Wut-Projektionsfläche besonders an, sofern man nicht hoffen will, dass ihre schwache gesellschaftliche Position, ihre ohnedies bestehende Ausgrenzung sie in vielen Bereichen vor weiterer Ausgrenzung schützt, zum Beispiel vor gesellschaftlichem Neid, wie er den erfolgreichen Juden bekanntlich entgegenschlug.

Nun hatten die Juden trotz ihrer viel größeren gesellschaftlichen Teilhabe das Handicap der jahrhundertealten antisemitischen Tradition. Diese wirkte offenbar stärker als die ungleich kürzere Geschichte ihrer Integration. Ein solches Handicap haben die Muslime auf den ersten Blick nicht. Es gibt jedoch eine andere, ebenfalls jahrhundertealte, ebenfalls bis heute spürbar nachwirkende Geschichte der Auseinandersetzung, der Bekämpfung, versuchten Diskreditierung und religiösen Widerlegung des Islams von der Reconquista in Spanien über die Türkenkriege auf dem Balkan bis zu den kolonialen Befreiungskriegen. Viele der erwähnten anti-islamischen Argumente knüpfen an diese Geschichte an und machen sie sich zunutze. Dieser potenzielle anti-islamische Rassismus kann seine Argumente gegen die Muslime überdies aus dem Reservoir der heutigen islamischen Welt schöpfen. Je schlechter es den Muslimen geht, je mehr Kriege auf ihrem Boden ausgetragen werden, je stärker sie unter autokratischen Herrschern leiden, desto mehr scheint gegen die islamische Kultur als ganze zu sprechen.

Noch ein anderer Punkt lässt mich an die Wahrscheinlichkeit einer Umcodierung von anti-jüdischer in anti-islamische Ablehnung glauben. Es ist die unter Islamgegnern so beliebte Erwähnung des muslimischen Antisemitismus und ihr blind affirmativer, jede Kritik am eigenen Standpunkt wiederum als Antisemitismus deutender Blick auf die israelische Politik, der aufhorchen lässt. Was damit vermutlich signalisiert werden soll, ist die dezidierte

Abkehr vom alten Rassismus als Antisemitismus. Wer sich so sehr vom Antisemitismus abkehrt, dass er zum pauschalen Verteidiger jeder israelischen Politik wird, kann, so die Logik, kein Rassist sein. Wer kein Rassist sein kann, kann aber dann umso leichter anti-islamisch sein, ist er doch über den Vorwurf des Rassismus erhaben. Auf diese Weise öffnet gerade die allzu ostentative Läuterung vom *antisemitischen* Rassismus die Hintertür für eine neue, auf andere Fremde gerichtete Anfälligkeit, bezeichnenderweise wieder gegenüber einem semitischen Objekt, den Arabern und der von ihnen gestifteten Religion.

Gemessen an all diesen Nachteilen, gemessen an der hohen Wahrscheinlichkeit einer anti-muslimischen Wutprojektion, verläuft unser Zusammenleben mit den Muslimen reibungslos, haben weder die Muslime noch wir Grund, uns wirklich Sorgen zu machen. Der Vergleich zwischen Juden und Muslimen endet historisch betrachtet genau Anfang der dreißiger Jahre, mit den ersten großen Wahlerfolgen der NSDAP. Danach, und zumal was die Zeit von 1933 bis 1945 betrifft, ist die Situation nicht auch nur annähernd vergleichbar. Es geht ohnedies nicht darum, Juden und Muslime, gestern und heute, jüdisches und muslimisches Schicksal gleichzusetzen, sondern lediglich darum, anzudeuten, wie leicht es möglich und wohl auch wahrscheinlich ist, dass sich die alte anti-jüdische in eine neue anti-muslimische Ablehnung hat umcodieren lassen.

Was seit dem Zweiten Weltkrieg in der Tat weitgehend verschwunden ist, das ist die öffentliche Grobschlächtigkeit, das unverhohlene Äußern rassistischer Argumente, auch wenn diese in rationaler Verkleidung und mit Hilfe der Verbreitung durch das Internet schleichend wiederkehren. Und rassistische Aktionen erst recht sind mit einem solchen Tabu versehen, dass wir nicht fürchten müssen, die Muslime in Europa hätten auch nur annähernd ein Schicksal zu gewärtigen, das mit dem jüdischen vergleichbar ist. Wir wissen nicht, was sein wird, wenn sich die Wirtschafts- und Finanzkrise verschärft, wenn die allgemeine Wut wächst, wenn

es in Deutschland und Mitteleuropa zu mehreren verheerenden terroristischen Anschlägen käme. Ich möchte dann in diesem Land kein Muslim sein, aber ich bin gleichwohl überzeugt, dass auch dann ein Vergleich mit der Zeit zwischen 1933 und 1945 unangemessen sein wird. Dass Wachsamkeit dennoch nötig ist, dass auch der hier skizzierte, möglicherweise bestehende Rassismus sich nicht in Worten erschöpft, davon zeugen der erwiesenermaßen rassistisch *und* anti-islamisch motivierte Mord an der Ägypterin Marwa Al-Sherbiny am 1. Juli 2009 in einem Dresdener Gerichtssaal ebenso wie das Massaker in Norwegen vom 22. Juli 2011.

Nun mag sich der eine oder andere fragen, ob ich der kritischen Äußerung gegen den Islam oder gegen das Verhalten bestimmter Muslime Rassismus unterstellen will oder die Gründe für diese Kritik immer nur in einer diffusen Wut sehe, nicht in tatsächlichen Problemen. Natürlich gibt es echte und gute Gründe, viele Tendenzen und Phänomene islamischer Religiosität zu kritisieren, über das Verhalten bestimmter Muslime den Kopf zu schütteln, es zu missbilligen oder dagegen einzuschreiten. Alles andere wäre sehr verwunderlich. Wir kritisieren ja auch das Christentum oder unsere Regierung. Wir schreiten ein gegen Rechtsbrecher oder Völkermörder jeder Couleur. Oder zumindest fordern wir das. Wir sollten jemanden, der einen Ehrenmord mit der Religion motiviert, genauso zur Rechenschaft ziehen wie denjenigen, der seine Freundin aus Eifersucht umbringt (ein Delikt, das in unseren Breiten übrigens viel häufiger vorkommt als der Ehrenmord).

Problematisch wird die Kritik am Islam erst, wo sie nicht von einem konkret kritisierbaren Einzelfall ausgeht, sondern, pauschal und verallgemeinernd, zu einem Selbstläufer und Selbstzweck wird, einer gebetsmühlenartigen Wiederholung der immergleichen Versatzstücke. Wenn dies bei einem beträchtlichen Teil der Bevölkerung und der gesellschaftlichen und medialen Akteure der Fall ist, sehe ich darin ein Indiz für einen irrationalen Kern, dessen Triebkraft eine diffuse Wut, eine unbestimmte Angst, eine womöglich dem Rassismus verwandte Abwehrreaktion ist.

Einen Beleg für unsere Irrationalität im Umgang mit dem Islam sehe ich gerade in dem exzessiven Verweis auf unsere eigene Rationalität und Aufgeklärtheit. Dem liegt eine ebenso schlichte wie geniale Selbsttäuschung zugrunde. Rationalität und Aufklärung werden dabei nicht als Prozess und Methode begriffen, was sie meiner Ansicht nach sind, sondern als Tradition und Position. Es herrscht ja kein Zweifel, dass die westliche Staatengemeinschaft in einer aufklärerischen Tradition steht. Wer dieser Gemeinschaft angehört, kann also das Herkommen aus der Aufklärung, eine Art Blutsverwandtschaft mit ihr, für sich verbuchen. Zu diesem *Ius sanguinis* der Aufklärung gesellt sich das *Ius soli* der aufgeklärten Position: Derjenige ist aufgeklärt, der die klassischen Inhalte der Aufklärung vertritt, also vor allem die Kritik an der Religion und die universale Geltung der in der Aufklärung entwickelten Werte.

Nun ist wie gesagt weder an einer Kritik der Religion noch an den Werten der Aufklärung, ja nicht einmal an der Behauptung ihrer weltweiten, jeden Menschen betreffenden Gültigkeit etwas auszusetzen. Ich selbst halte diese Werte für überzeugender als alle anderen, von denen ich bis jetzt gehört habe. Aber bloß dadurch, dass ich mich zu ihnen bekenne, bin ich noch lange nicht in allen meinen Ansichten aufgeklärt. Ebenso wenig gehorcht allein deshalb alles, was ich sage, automatisch den Gesetzen rationalen und falsifizierbaren Argumentierens. Genau dies aber scheinen viele der sich auf die Aufklärung berufenden Islamkritiker anzunehmen.

In dieser Annahme, die weite Teile des islamkritischen Diskurses beherrscht, liegt eine gefährliche Selbstermächtigung deshalb, weil sie das erprobteste Mittel der Kritik, nämlich das rationale Denken, für sich monopolisiert. Wenn es aber jenseits der aufgeklärten Geister und der so definierten Aufklärung nichts gibt als das Irrationale, Unaufgeklärte und somit Nicht-Ernstzunehmende, ja wenn dieses nicht einmal über eine Sprache verfügt, die zu erhören wir für würdig erachten, weil alles zu Sagende den Regeln der Vernunft folgen soll, dann gibt es keine Position mehr, aus der ich oder irgendwer die Aufklärung, die selbsternannten

Aufklärer oder unsere Kultur überhaupt kritisieren kann. Denn auf welche akzeptierte, nachvollziehbare Tradition könnte man sich dabei noch berufen?

So wie islamistische Ideologen den Begriff des Islams besetzt, um nicht zu sagen: gekapert, haben und jede Äußerung, die nicht ihrem Diskursschema entspricht, als unislamisch und damit unkorrekt abtun, genauso ist in unseren Breiten von vielen Islamkritikern der Begriff der Aufklärung gekapert und besetzt worden, dergestalt, dass alles jenseits ihres Diskursschemas zwangsläufig als unkorrekt und irrational abgetan wird. Die Selbstimmunisierung des so missbrauchten Aufklärungsbegriffs gegen jede eigene Aufklärung (und sei es nur in Form der Revision einzelner Meinungen und Positionen) und die damit einhergehende Selbstermächtigung des eigenen Handelns und Denkens führt zu einem wachsenden Verlust an Bereitschaft, sich an die etablierten Spielregeln von Gesellschaft und Öffentlichkeit zu halten. Die Freiheit und Leichtigkeit von Publikationen im Internet leistet dieser Spielregellosigkeit Vorschub, hebt die Trennung von Öffentlichkeit und Privatsphäre auf, den Unterschied von dem, was wir öffentlich und privat äußern, und setzt somit den Konsens des mit Anstand Sagbaren außer Kraft, der zumindest in Deutschland seit der *re-education* nach dem Zweiten Weltkrieg und ihrem Versuch, dem öffentlich bekundeten Rassenhass den Garaus zu machen, gegolten hat.

Für den Beobachter aber, der keine der unterschiedlichen Meinungen zum Islam bedingungslos zu der seinen machen will, empfiehlt es sich, seine Sympathien nicht nur vom behaupteten Inhalt der Positionen abhängig zu machen, sondern auch den Stil zu prüfen, in dem diese vorgebracht werden. Man könnte nämlich den alten Verdacht hegen, dass gerade diejenigen, die am lautesten brüllen, bloggen, talken und poltern, in Wahrheit am wenigsten zu sagen haben, so hoch ihr Unterhaltungswert auch sein mag. Schon jetzt werden die einschlägigen Tabubrecher (einem ihrer Vorbilder, dem Entertainer Harald Schmidt, entsprechend) eher als Clowns

denn als Befreier gehandelt. Dies führt zu einer gefährlichen Unterschätzung des tabubrecherischen Gestus. Man hält ihn für ein bloßes rhetorisches Mittel zur Aufmerksamkeitsgewinnung. Tatsächlich aber vermittelt er massiv diskriminierende Inhalte.

Im Anschluss an Horkheimer und Adorno könnte man daher die These wagen, dass wir uns in einer zweiten Dialektik der Aufklärung befinden. Mag das hier Gesagte als Beleg für den von mir vermuteten irrationalen Urgrund der Anti-Islam-Bewegung taugen oder nicht: In einem Diskursumfeld, in dem nichts gilt als die Rationalität und wo auch die dümmste Äußerung noch genötigt ist, sich rational zu verkleiden, wird das Irrationale zwangsläufig irgendwo versteckt sein, wird lauern und auf seinen Ausdruck drängen. Es wird, da es sich nirgendwo als Irrationales frei äußern kann, wütender und wütender werden und sich schließlich in den Wolf verwandeln, der die gute alte aufgeklärte Großmutter frisst und sich in ihr Bett legt. Dort wartet er geduldig auf die Ahnungslosen die sich vielleicht über das große Maul wundern, aber seinen Geschichten von der Schlechtigkeit der Fremden und anderen treuherzig Glauben schenken.